

Zum Ethos der Theaterkritik

KULTURJOURNALISTEN HABEN SEIT LANGEM DEN RUF, WELCHER NUN MEHR UND MEHR AUCH IHREN KOLLEGEN IN DEN POLITIK- UND WIRTSCHAFTS-RESSORTS ANHAFTET. SO SOLL ETWA G.B. SHAW EINST GESAGT HABEN, DASS KRITIKER BLUTDRÜNSTIGE LEUTE SEIEN, DIE ES NICHT BIS ZUM HENKER GEBRACHT HÄTTEN. UND BEREITS BEI GOETHE HEISST ES: "SCHLAGT IHN TOT, DEN HUND, ES IST EIN REZENSENT." DOCH SELBST WENN IM FEUILLETON IN PERSÖNLICHEREM TON GESCHRIEBEN WIRD, IST AUCH DORT DAS JOURNALISTISCHE HANDELN IN EINE STRUKTUR EINGELASSEN. UND DIESE STRUKTUR LEGT DEN RAHMEN FEST, IN WELCHEM SICH DER EINZELNE UM EIN ETHISCHES HANDELN BEMÜHEN KANN.

Mats Staub

Kultur, begriffen als die Summe schöpferischen Handelns, wird in Luhmanns Systemtheorie als "umfassendes, gesellschaftliches Teilsystem der Sinnproduktion" beschrieben. Sinnproduktion ist ein grosses Wort. Wie wichtig kulturelle Angebote – Theater- und Filmvorführungen, Konzerte, Bücher, Bilder, Installationen, etc. – für die Generierung von Sinn sein können, muss nicht objektiv zu beantworten sein. Bei den professionellen Akteuren schöpferischen Handelns – Schauspielern, Musikerinnen, Schriftstellerinnen, bildenden Künstlern – und bei den Konsumenten schöpferischen Handelns – Zuschauern, Zuhörerinnen, Leserinnen, Museumsbesuchern – mag der Grad von Sinnproduktion sehr unterschiedlich sein. Sicher aber können kulturelle Angebote über Sinn nachdenken, können Fragen stellen, Utopien entwerfen und Zustände hinterfragen. Natürlich können und sollen sie auch unterhalten, und selbstverständlich unterliegen sie kommerziellen Zwängen. Aber eben nicht nur. Gerade weil es bei Theateraufführungen und Romanen nicht einzig um Geldmacherei geht, scheint es legitim und allgemein akzeptiert, dass die Medien in besonderer Form über kulturelle Ange-

bote berichten. So hat Kulturberichterstattung beispielsweise eine stärkere Werbefunktion als andere Arten der Berichterstattung. Doch obwohl sie meist die freiere Form des kommentierenden Journalismus verwendet, ist sie an eine Struktur gebunden, welche ihren Freiheiten Grenzen setzt. Diese verlaufen je nach Sparte anders und sollen im folgenden anhand der Theaterberichterstattung erläutert werden.

EINER ALLEIN BERICHTET UND RICHTET

Die Medien stehen als Vermittler zwischen den Theatern und einem potentiellen Publikum. Theater unterscheidet sich von Film, Musik und Buch u.a. wesentlich durch seine Ortsgebundenheit. Während ein neuer Film gleichzeitig in vielen Kinos anlaufen und somit quasi ein nationales Interesse erzeugen kann, ist dies bei einer Theaterproduktion unmöglich. Normalerweise werden in der Schweiz höchstens wenige berühmte Bühnen (Basler Theater, Schauspielhaus, Neumarkt, Vidy) überregional wahrgenommen. Alle übrigen Theaterproduktionen haben somit nur ein regionales, ein im Gegensatz zu den reprodu-

Spektrum

zierbaren Künsten dementsprechend eingeschränkteres Publikum. Das wirkt sich direkt auf die Vielfalt der Berichterstattung aus. Für Privatradios und private Fernsehstationen ist Theaterkritik meistens zu teuer, respektive unrentabel. Für alle überregionalen Medien ist das Theaterereignis zu unbedeutend. Es bleiben allein die Tageszeitungen. Das heisst, in immer mehr Regionen: es bleibt die Tageszeitung. Es ist meist eine Ausnahme, wenn ein durchschnittlicher Zeitungsleser mehr als eine Kritik über eine Theateraufführung lesen kann. Hier liegt der problematische Punkt: Einer (oder eine) allein berichtet. Die ausgeschaltete Vielfalt ist ein generelles Problem, in der Theaterkritik ist sie aber ein besonderes, weil eine(r) allein nicht nur berichtet, sondern auch richtet.

GROSSER EINFLUSS BEI DEN KLEINEN

Dieser (oder diese) Eine ist vielfältigen, teilweise widersprüchlichen Erwartungen und Anforderungen ausgesetzt. Die Theateranbieter erwarten Publizität und hoffen auf gute Werbung. Die Leser und potentiellen Zuschauer wünschen Orientierung und Verständnishilfe, und sie wollen vor allem wissen, ob sich ein Theaterbesuch lohnen würde oder nicht. Auch wenn der direkte Einfluss von Rezensionen wissenschaftlich nicht erwiesen ist, bestätigen Betreiber von kleineren Bühnen immer wieder, dass der Kritik eine entscheidende Rolle dabei zukomme, ob sich ihre Aufführungen gut verkaufen. Während sich die Stadttheater durch ihr Abosystem noch einigermaßen absichern können, sind die Anbieter der sogenannten Freien Szene ganz vom freien Verkauf, und damit verstärkt von der Kritik abhängig. Die Macht des Kritikers ist bei den Grossen und Berühmten nicht sehr gross, doch bei den Kleineren und Unbekannteren fällt sie ins Gewicht. Bei der Literaturkritik heisst es, dass auch Verrisse werbewirksam seien. "The medium is the message" kann aber nur gelten, wenn es auch viel "medium" gibt, das heisst, mehrere Berichte erscheinen. Bei einer Theateraufführung kann es nicht negative Kritiken hageln, welche auch Medienpräsenz und damit Aufmerksamkeit erzeugen würden. Es erscheint bloss *ein* Verriss und damit hat sich. Anders als bei der Literatur braucht die Theaterkritik auch kein Korrektiv zu einer vollmundigen Verlagswerbung zu sein. Das Werbeetat vieler Bühnen ist mit dem Druck von Plakaten und Einladungskarten erschöpft. Ihr Budget weist aber nicht selten einen beträchtlichen Anteil an Subventionen aus. Hierbei ist (oder wäre) die Kritik zumindest indirekt eine unabhängige Kontrollinstanz der kulturpolitischen Gremien. Diese Funktion lässt sich natürlich nicht

mit prospektivem Journalismus ausüben. Wenn immer mehr Veranstaltungen bloss noch in der Wochenend-Beilage angekündigt werden, wird nicht mehr die Produktion eines Künstlers kritisch begleitet, sondern einzig dessen Pressemappe.

ZWISCHEN KUNSTEXPERTEN UND MASSEGESCHMACK

Das Publikum – ausgenommen die Premieren-Zuschauer, welche wissen wollen, was die Zeitung zu sagen hat – muss erst einmal animiert werden, die Kritik überhaupt zu lesen. Der Kulturteil gehört nicht gerade zu den meistbeachteten Teilen einer Zeitung. Das bedeutet eigentlich, dass vieles vom "gesellschaftlichen Teilsystem der Sinnproduktion" von einem grossen Teil der Gesellschaft nicht wahrgenommen wird. Das hat nicht nur, aber auch mit der Art der Berichterstattung zu tun. So bezeichnet ein Journalismus-Handbuch das Feuilleton zu Recht als "grösste Verständlichkeitswüste der Zeitung". Vermittlung zwischen Bühne und Publikum ist nur möglich, wenn sie verständlich geschieht. Verständlichkeit (respektive Laienkommunikation) ist ein zentrales ethisches Kriterium der Medienkommunikation. Das Spannungsfeld beim Kulturjournalismus besteht, wie bei jedem Fachjournalismus darin, dass die Leserschaft aus Eingeweihten und Uneingeweihten besteht. Die Forderung nach Verständlichkeit und Laienkommunikation reibt sich am Anspruch, auch für ein Fachpublikum interessant zu schreiben und die Reflexion zu fördern. Wenn sich Theaterberichterstattung in Erhabenheit zurückzieht und bloss noch die absoluten Kunstkennner anspricht, kommt die "Sinnproduktion" nicht weit. Wenn hingegen bloss noch in Superlativen über wenige Superstars berichtet wird, bleibt sie vermutlich genauso auf der Strecke.

WENIG PLATZ FÜR VIELE ANFORDERUNGEN

Wer eine Kritik schreibt, hat also zwischen Bühne und Publikum verständlich zu vermitteln und Qualitätsmassstäbe zu setzen. Sie (oder er) soll die Arbeit der subventionierten Theater kritisch begleiten und deren flüchtige Kunst einerseits dokumentieren und andererseits die Reflexion darüber fördern. Für diese vielen Anforderungen steht wenig Platz und Zeit zur Verfügung. Die Medien-Organisations-Ebene schränkt wie in jedem Ressort die persönliche Ebene ein. Der Raum des Feuilletons ist eng bemessen, und dieser muss unter allen Kultur-Angeboten aufgeteilt werden. Welche Aufführung wie gross besprochen werden kann, hat in einem gerechten Massstab zu anderen Anbietern zu stehen. Das bedeutet für eine Pro-

duktion einer freien Theatergruppe: 60 bis 80 Zeilen à 32 Anschlägen, bis am Mittag nach der Premiere...

ES IST SCHWIERIG, EIN REZENSENT ZU SEIN

Erst innerhalb dieser Rahmenbedingungen kann die Persönlichkeit des Kritikers, der Kritikerin zum Tragen kommen. Diese ist dennoch von grosser Bedeutung. Kritisieren ist eine persönliche Angelegenheit. "Es ist schwierig, ein Rezensent zu sein", schrieb Max Frisch 1949 in sein Tagebuch, nachdem er in seinen Unterlagen alte Rezensionen gefunden hatte. Und er ortete die Schwierigkeiten vor allem auf der menschlichen Seite: "Es ist schwierig, ein Rezensent zu sein; über die fachlichen Schwierigkeiten hinaus, die zu jeder Arbeit gehören und nicht besonders anzuführen sind, meine ich vor allem die menschlichen. Rezensionen, die ich als Student geschrieben habe, kann ich heute nicht ansehen, ohne zu erröten, wobei es weniger Unkenntnis ist, was beschämt, sondern der Ton ganz allgemein, der sich für witzig hält, eine Mischung von Dreistheit und Herablassung, und dabei, weiss ich, war ich voll Minderwertigkeitsangst.

Sicher gibt es Seelen, die am Unvollendeten leiden, ehrlich leiden, rasend werden und nicht umhin können, auf den Tisch zu hauen und grob zu werden, dass die Wände wackeln. Dagegen ist nichts zu sagen. Die meisten aber, die allermeisten werden nicht rasend, sondern hämisch, witzig, dreist, herablassend. Hämisch im Falle des Tadels; brüderlich im Falle des Lobes, und das ist das andere, was mich an jenen studentischen Rezensionen verstimmt: die Anbiederung. Nichts ist schwieriger als das Loben."¹

DER EIGENE MASSSTAB

Wenn ich mich mit Notizblock und Schreibstift ins Theater begeben, halte ich mir immer wieder denselben Umstand vor Augen: Ich habe in wenigen Stunden auf wenigen Zeilen einer monatelangen Arbeit gerecht zu werden. So versuche ich, meine Arbeit mit einer gewissen Bescheidenheit anzugehen und wirklich wahrzunehmen, was Regisseur, Schauspieler, Bühnenbildner und Autor mir zeigen wollen. Auch Theaterberichterstattung ist zuerst einmal Informationsvermittlung. Erst danach kommt das heikle Geschäft des Beurteilens und Kritisierens. Obwohl ich meine Kritik in erster Linie für das Publikum schreibe, fühle ich mich in erster Linie den Künstlerinnen und Künstlern verantwortlich. Diese beklagen sich oftmals zu Recht über blutdrünstige Hunde, über Häme und Herablassung. Dass sich Kritiker immer wieder selber auf Kosten des Ereignisses öffentlich in Szene setzen, hat sich seit

Goethes Zeiten nicht geändert. Verrisse sind schlicht und einfach süffig zu lesen. Gegen süffige Texte ist nichts zu sagen. Doch allein das Wort "Verriss" zeigt die Problematik. Nichts gegen böse und angriffige Töne (vor allem bei überschätzten, hochgejubelten Veranstaltungen angebracht. Doch sollen dann auch die Hochjubler angegriffen werden). Aber weshalb sollte jemand das Recht haben, das Werk eines anderen buchstäblich zu verreißen?

Kritisieren verlangt (neben Sachkompetenz) Kriterien, und diese sind mehrheitlich subjektiv. Sie müssen auch nicht objektiv sein, wenn man als Kritiker nicht vorgibt, sie seien es. Indem ich meine Meinung sage, will ich dem potentiellen Zuschauer auch gar nicht das Urteil abnehmen. Ich will ihn nur darauf vorbereiten, was ihn erwarten könnte. Aufgrund dessen kann er beurteilen, ob er sich mit dem Kunstwerk selber auseinandersetzen und ein eigenes Urteil bilden will. Wichtig ist, den eigenen Massstab verhältnismässig anzulegen. Aber nach welchen Kriterien bildet sich ein eigener Massstab? Max Frisch schreibt rückblickend: "... vor allem aber, wenn ich nach Jahren auf eigene Rezensionen stosse, merke ich fast ohne Ausnahme, dass ich stets mich selber gelobt hatte, gelobt, was eigenen Bestrebungen entgegenkommt und sie durch Gelingen heiligt, das ist es, was ich durch Lobesworte unterstrichen habe."²

Ich schreibe wohlwollend über das, was meinen eigenen Bestrebungen entgegenkommt. Das ist nicht objektiver Journalismus, das gefällt mir an der Kulturberichterstattung. Ich kann und will mit meinem Schreiben Verständnis und ein bisschen Öffentlichkeit für Dinge schaffen, die mir selber wichtig sind. Dazu trägt nicht nur die Verständlichkeit, sondern auch die Ästhetik eines Textes bei. Ich finde, über Kunst soll kunstvoll geschrieben werden. Gerade im Kulturteil braucht die Sprache nicht ebenso formalisiert zu sein wie in den übrigen Ressorts. Eine Kritik – ob sie nun kritisiert oder lobt – soll schön zu lesen sein. Das ist ein hoher Anspruch, der viel Zeit benötigt und dementsprechend unökonomisch ist. Er ist innerhalb der oben beschriebenen Rahmenbedingungen manchmal nicht einzulösen. Er ist aber mein Ansporn, um überhaupt über Theater zu berichten: Schreibend Lust auf Hören und Sehen wecken.

Anmerkungen

1 Max Frisch, Tagebuch 1946-1949

2 ebd